

Welcome to Orange Farm

Text: Nicole Kirchberger und Franz Koppelstätter

Fotos: Cornelia Reithofer

Im Februar 2005 begaben sich 25 StudentInnen der Kunstuniversität Linz für fünf Wochen in das südafrikanische Township Orange Farm um dort die Erweiterung eines Heims für geistig behinderte Kinder zu errichten.

Ausgehend von der Studienrichtung Architektur, die auch den Großteil der TeilnehmerInnen stellte, wurde im Wintersemester ein Entwurf für die Erweiterung des bestehenden und viel zu kleinen Heims für behinderte Kinder ‚Tebogo‘ erarbeitet. Die Studierenden hatten sowohl die Planung durchgeführt, als auch die Bauaufgabe vor Ort in Orange Farm 1 zu 1 umgesetzt. Daneben wurden alle projektrelevanten Arbeiten wie Recherchen, Logistik, Baustellenvorbereitung und Dokumentation ebenfalls von den StudentInnen abgewickelt.

Das Projekt ‚living tebogo‘ entstand auf Initiative von Christoph Chorgherr, Gründer der NGO Zsarch (social and sustainable architecture), die es sich zum Ziel setzt mit sozialer und nachhaltiger Architektur Verbesserungen in wenig entwickelten Ländern und Regionen der Welt herbeizuführen.

Ich habe mich daran gewöhnt, jeden Tag so früh aufzustehen. Es ist eine weite Strecke zur Baustelle, manchmal dauert es bis zu einer Stunde, je nachdem, wie lange wir auf der M1 Richtung Süden im Stau stehen. Wir fahren von Sandton weg, dem, zumindest die Finanzen betreffend, reichsten Stadtviertel von Johannesburg. Langweilig ist es hier, und um der Langeweile zu entkommen, kann man entweder ins Einkaufszentrum fahren oder einen der Fake-Stadtplätze besuchen. Kaum ein Gebäude hier im Zentrum ist älter als 15 Jahre, deshalb haben die Macher von Sandton-City sich viel Mühe gegeben, einen Stadtteil mit Geschichte zu erschaffen, in diesem Fall mit venezianischer Geschichte.

Die Gehsteige sind verlassen, meistens gibt es nicht einmal Fußgängerampeln und Zebrastreifen an den Kreuzungen. Zur Zeit der Unruhen sind hier um die ruhigen Wohnparzellen Zäune und Mauern gezogen worden, Angst hat sich breit gemacht und Wachposten wurden aufgestellt.

Die Angst gibt es immer noch, ge-

nauso wie die soziale Kluft aus der sie entstanden ist, nur ist die Rassentrennung nicht mehr gesetzlich legitimiert, sondern ökonomisch.

Es ist 7 Uhr 18, Frist National Bank Trainingscenter, das viel zu üppige Frühstück liegt mir im Magen, ich fühle mich so schwer. Am Parkplatz angekommen, ich bin wieder zu spät, meine Kollegen sitzen bereits im Auto. Während mich genervte Blicke löchern, schmeiße ich eilig mein Zeug in den Kofferraum. Das viel zu laute Geräusch des zufallenden Kofferraumdeckels noch im Ohr, fahren wir los.

Die künstlich angelegte Landschaft zieht an mir vorbei. Die Vögel krächzen, unzählige Bäume, saftig-grüner, sauber gestutzter Rasen, üppige Vegetation in einem suburbanen Paradies. Wir stoppen am Tor, der Wachmann durchsucht unseren Kofferraum. Erst jetzt verlassen wir das von Mauern umzäunte Gelände der Bank und befinden uns nicht, wie man vermuten möchte, in der Pampa, sondern direkt am Grayston Drive, einer vierspürigen Straße. Vorbei

an Shopping Centers, Headquarters, Hotel- und Bürokomplexen – bewacht, umzäunt und zugangsgeregelt, versteht sich – bewegen wir uns Richtung Autobahn. ‚Sandton –Where there’s Growth‘ lese ich auf einem Schild.

Ein Versuch, die Stadt zu Fuß zu erkunden würde fehlschlagen, Gehsteige enden mitten im Straßenzug, andere münden in Blumenbeete, Straßenschilder sind mitten auf dem Gehsteig in Kopfhöhe angebracht, und natürlich sind zu viele Autos und beängstigend wenig andere Passanten unterwegs.

Es ist ähnlich wie L. A., nur paranoider, die Leute grenzen sich nicht aus einem Bedürfnis nach Privatsphäre ab, sondern aus Angst. Ein Haus ohne Umfriedung ist undenkbar.

Es gibt sie natürlich trotzdem, die öffentlichen Räume. Marbel Arch z.B., ein öffentlicher Raum in privatem Besitz. Dieser neu errichteter Wohn-, Büro-, und Lokalkomplex ahmt auf einem brachen Grundstück neben der Autobahn eine dichte innerstädtische Bebauung nach. Begleitet von Videoüberwachung und Security ist man eingeladen zum



Auf der linken Seite liegt jetzt das Central Business District. Sieht aus wie die meisten westlichen CBDs, mit breiten Strassen, Bürotürmen, Glassfassaden und Parkhäusern, nur mit dem einen Unterschied, dass kaum mehr Business gemacht wird, weil fast alle Banken, Versicherungen und Headquarters längst nach Sandton abgewandert sind.

Konsumieren in Coffeeshops und schicken Bars. Im suburbanen Leben ist es ganz normal und höchst vergnüglich, sich hier aufzuhalten. Auf mich wirkt es unauthentisch, homogen und gefaked, so habe ich mir das rege Treiben der afrikanischen Stadt nicht vorgestellt.

Vorbei an Marble Arch geht es weiter Richtung Süden.

Im Radio wird viel gequatscht mit wenig, aber guter Musik zwischendurch, YFM auf 99,2 MHz. Auf österreichischen Radiofrequenzen gibt's Autos und Pauschalreisen zu gewinnen, auf YFM kann man regelmäßig Collegeausbildungen absahnen. Ich schalte das Radio wieder ab – der Empfang ist schlecht und die anderen auf der Rückbank schlafen.

Hinter dem Autobahngrün der Funkturm mit drehbarem Restaurant an der Spitze, das sich schon lange nicht mehr dreht, weil es während des Ausnahmezustands ein zu attraktives Ziel für Anschläge gewesen war. Mittlerweile ist der Stadtteil um den Turm ziemlich heruntergekommen. Von einem Mittel-

standsviertel zum Zentrum für Drogen und Prostitution. Hier in Hillbrow leben viele Immigranten aus ganz Afrika, die versuchen hier Fuß zu fassen, wenn es sein muss mit Gewalt. Auf keinen Fall sollen wir hier nach Einbruch der Dunkelheit herkommen – werden wir nicht, es war unter Tags schon unheimlich.

Schon taucht der Ponte Tower auf. Ein etwa 50 Stockwerke hoher Wohnturm, zylindrisch, in der Mitte befindet sich ein Loch, das von Bewohnern als integrierter Mistkübel gesehen wird.

Irgendwo habe ich einmal gelesen, Hillbrow sei der gefährlichste Ort der Welt. Statistiken über Kriminalität, Gewaltverbrechen, Autoentführungen und Vergewaltigungen geben dem Recht. Und der Ponte ist sozusagen der Nabel dieser Welt. Wir sollen eigentlich nicht ohne Ortskundige nach Hillbrow fahren, aber natürlich waren wir allein dort, gestern, beim sonntäglich Cruisen. Mir war schon etwas mulmig zumute, trotzdem riss es mich auf der Rückbank von links zum rechten leicht runtergebuckelten Fenster um mit der Wegwerf-

kamera das Gesehene zu dokumentieren. Hoch frequentierte Straßenzüge mit Geschäften und allen Arten von Straßenhändlern neben leeren Straßen. Ich war ganz erstaunt, als ich auch Frauen auf der Straßen sah und sogar allein. Renovierungsbedürftige Häuser, manchmal eine eingeschlagene Scheibe, überbevölkert, wenn man von einer Belegungsdichte pro Schlafräum von drei oder mehr Personen ausgeht, habe ich auch irgendwo gelesen. Angeblich leben 35 Prozent der Bevölkerung Johannesburgs in solchen Wohnungen.

Wir hielten an in der Nebenstraße einer stark belebten Straße, weit und breit kein Weißer. Ein Freund stieg aus, um ein Stencilgraffito zu photographieren. Angelesene Fakten und Wissen, direkte Beobachtung, Berichte aus lokalen Zeitungen und jede Menge Sozialromantik vermischten sich in meinem Kopf. Wie so oft in diesen Tagen war ich getrennt von Geschehen, diesmal hinter einer Scheibe. An Aussteigen hätte ich nie gedacht, zu zahlreich waren die Horrorgeschichten und Mahnungen über Hillbrow. Mir war immer noch ein



bisschen mulmig zu Mute, ich wollte weg. Wir fuhren weiter. Ein in einer Garage sitzender Mann, der mich schon eine Weile beobachtet hatte, lächelte mich an.

Auf der linken Seite liegt jetzt das Central Business District. Sieht aus wie die meisten westlichen CBDs, mit breiten Strassen, Bürotürmen, Glasfassaden und Parkhäusern, nur mit dem einen Unterschied, dass kaum mehr Business gemacht wird, weil fast alle Banken, Versicherungen und Headquarters längst nach Sandton abgewandert sind. Dafür ist mehr Leben in die Straßen gekehrt, seit die Schwarzen angefangen haben, hier ihre Verkaufsstände aufzubauen. Das durften sie früher nicht, genauso wenig, wie nach Sonnenuntergang hier bleiben, was für sie ohnehin nicht besonders attraktiv gewesen sein dürfte. Gleich hier, hinter diesem Lagerhaus liegt das Polizeihauptquartier, wo die Politischen gefoltert wurden und gegebenenfalls vom Dach fielen.

Einer der für mich besten Teile der Strecke: über die erhöhte zweistöckige Stadtautobahn vorbei am Central Business District von Johannesburg, an unzähligen Glas-, Metall- und Steinfassaden, Backsteinstrukturen in vielgliedrigster Zusammensetzung und vor allem dicht und hoch. Wieder durchfährt mich ein Kribbeln. Obwohl die Stile der Gebäude nicht der zeitgenössischen Architektur entsprechen, fühle ich mich

wie in einem Science-Fiction-Film. Vollkommen fasziniert von Größe und Ausdehnung hänge ich an der Scheibe.

Früher war die Innenstadt wie Hillbrow und andere Innenstadtgebiete von der weißen Oberschicht bevölkert, seither es kam zu einem Zuzug der einkommensschwachen, vor allem schwarzen Bevölkerung, die dort nach einer Möglichkeit sucht, den Lebensunterhalt zu verdienen.

Gerade diese Symbiose von stark repräsentativer Architektur globaler Wirtschaftskonzerne in ihrer vertikalen Ausdehnung in Form von Hochhäusern mit afrikanischen informellen Marktstrukturen in einer horizontalen Ausdehnung fasziniert mich. Doch diese Geste der Zusammengehörigkeit wird von der Stadtentwicklung und von der weißen Bourgeoisie nicht angenommen. Seit langem schon wandern Banken, Versicherungen und andere Konzerne nach Sandton ab. Die Gebäude in der Innenstadt stehen zum größten Teil leer.

Hier sieht's aus wie im Niemandsland. Wo viele andere Städte einen großen Fluß, See oder eine Meeresbucht haben, liegt in Jo'burg ein Bergbauggebiet, mit Schutthalden, riesigen Maschinen, rostigen Hallen und einem Vergnügungspark – dort wo nicht mehr gegraben wird. Ab hier ist es auch vorbei mit urbaner Dichte. Die Gegend nördlich von hier gibt sich vom Flugzeug aus gesehen so ähnlich aus wie L. A. mit viel Grün,

vielen Pools, vielen einzelnen Stadtteilen und einigen Zentren.

Vom Goldgürtel Richtung Süden sieht es mehr so aus, als hätte irgendjemand einzelne Siedlungen in der Landschaft verteilt und dazwischen Highways und Autobahnen gelegt – es war auch wirklich so. Die schwarzen Townships sind zu Fuß weit genug von den weißen Vierteln entfernt, um deren Bewohner fern zu halten. Heute muss ein Arbeiter aus den Townships, der zum Beispiel in Sandton arbeitet, rund zwei Drittel seines Einkommens für Verkehrsmittel ausgeben.

Südlich des CBD befinden sich die teilweise noch heute aktiven Goldminen. Fast alle Townships liegen südlich dieses Mienengürtels, die Trennung der Ethnien manifestiert sich hier räumlich. Außerdem ändert sich die Landschaftsstruktur. Johannesburg liegt in 2000 Meter Höhe und zählt zu den Steppen, in Sandton aber quillt alles nur so über von Bäumen und Sträuchern, aber das ist künstlich angelegt, nur Imitat. Johannesburg ist die Stadt mit den meisten von Menschen gepflanzten Bäumen.

Wir fahren an Soweto vorbei. Man sieht es aus der Entfernung, aber nie als Ganzes, dafür ist es zu groß. Drei Millionen leben hier angeblich, genau weiß das niemand. Vor kurzem hat sich hier einer ein zweigeschossiges Wohnhaus gebaut, das ist außergewöhnlich und eine große Tageszeitung hat ihm



eine ganze Seite gewidmet. Über dieses Meer von an sich flacher Bebauung ragen noch immer die flächendeckenden Flutlichtanlagen. Während des Apartheid-Regimes haben sie dazu gedient, das Township rund um die Uhr mit Helikoptern überwachen zu können – sozusagen ein modernisiertes Panopticon –, unterstützt von schwer bewaffneten Polizeitruppen in Panzerwägen.

Begleitet von der Weite der Landschaft, die den Golden Highway umfließt, lehne ich mich entspannt zurück. Plötzlich wieder der Geruch von faulen Eiern, wie jeden Morgen, wir fahren am riesigen Müllberg vor Soweto vorbei. Man sieht ihn gar nicht, er wird von einem anderen Hügel verdeckt. Soweto ist Kult geworden. Die Touristen stürmen in großer Zahl, und es gibt mehr Zuzug als in Sandton. Die meisten Blechhütten wurden durch Ziegelhäuser ersetzt, viele Leute samt Hab und Gut umgesiedelt z.B. nach Orange Farm.

An der linken und rechten Seite des Highways liegen immer wieder kleinere Shack-Siedlungen, aber auch jüngere Communities aus gemauerten Häusern mit hohen Zäunen und Mauern. An den Kreuzungen heizen alte Frauen ihre Straßenküchen an, dazu benutzen sie dem Geruch nach alte Autoreifen, daneben kann man Mangos kaufen. Das ausgebrannte Auto, an dem wir die ersten Wochen immer vorbeigefahren sind, ist mittlerweile weggebracht worden.

Vor der Bahnunterführung müssen wir links vom Highway abfahren, gleich sind wir in Orange Farm. Zum Glück kennen wir den Weg, den am Highway gibt es keinen Wegweiser, nicht den geringsten Hinweis darauf, dass hinter dieser Wiese eine Siedlung liegt, die mehr Einwohner hat als Linz.

Über der riesigen flachen Landschaft von kleinen Blech- und Ziegelhütchen breiten sich Wolken aus von einer Schönheit und Dramatik, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte. Die Sonne scheint, wie eigentlich jeden Morgen. Wieder kommt bei mir Sozialromantik auf. Auf erhebliche infrastrukturelle Probleme stößt man schnell. Ungefähr zweimal pro Woche fällt der Strom für einige Stunden aus. Auch die Wasserversorgung bricht immer wieder zusammen, einmal während unseres fünfwöchigen Aufenthalts für zwei Tage. In einem Gebiet mit spärlich asphaltierten Straßen und etwa 40 Grad Hitze stellt das ein gewaltiges Problem dar. Öffentliche Einrichtungen sind rar, Schulen völlig überfüllt. Arbeitslosigkeit und damit verbundene Armut und Kriminalität sind so hoch, wie in kaum einem anderen Stadtteil von Johannesburg.

Ich steige aus dem Auto, setzte mich in den Schatten, um meine Arbeitsschuhe anzuziehen. Wieder blicke ich auf die Straße, wieder stehe ich hinter einer Barriere, wieder getrennt von der Öffentlichkeit, die hier von buntem Treiben geprägt ist, dieses Mal ist es der

Maschendrahtzaun des Kinderheims, auch hier ist das Weglassen von Zaun und Wärfen undenkbar.

Mary, eine Frau aus dem Township, die uns bei der Arbeit hilft, kommt auf mich zu sagt: „Good morning darling!“ und umarmt mich.

‘Welcome to Orange Farm’, das Schild ist von Coca-Cola gesponsert, kurz danach kommt der Chris-Hani Sports-Complex, den hat Nike bezahlt. Alles hier ist anders als in Sandton, bis auf die Zäune, die gibt es um jedes Grundstück herum. An den Straßen stehen dichtgedrängt die Marktstände, Menschen laufen herum oder fahren mit dem Fahrrad. Manche kommen uns auf Pferdewagen entgegen. Die Kinder, die zur Schule gehen, lachen und winken, wenn wir vorbeifahren, mittlerweile wissen sie, dass jeden Tage einige Autos voll whites hierher kommen, um am Abend wieder zu verschwinden.

Die Kinder haben keine Angst vor uns, sie sind zu jung für Traumata aus der jüngsten Geschichte. Die Erwachsenen haben uns auch immer freundlich aufgenommen; Haben sie vergessen – wohl kaum. Verziehen? Wenn ja, dann sind sie die reichsten Bewohner von Jo’burg, zumindest das Menschliche betreffend.

*Nicole Kirchberger und Franz Koppelstätter studieren Architektur an der Kunstuniversität Linz und waren im Februar 2005 in Orange Farm, um mit weiteren 22 Studenten ein Heim für behinderte Kinder zu erweitern.
www.ufg.ac.at/tebogo*